

**Zeitschrift:** Mitteilungen der Ostschweizerischen Geographisch-Commerciellen Gesellschaft in St. Gallen  
**Herausgeber:** Ostschweizerische Geographisch-Commercielle Gesellschaft  
**Band:** - (1904)  
**Heft:** 1  
  
**Rubrik:** Kleine Mitteilungen

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 17.04.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

ist. Krustenbewegungen können bei diesen Prozessen hinderlich oder fördernd eingreifen.

Ich bin mit meiner Skizze zu Ende; zu Einzeldarstellungen, Mitteilung von allerlei interessanten Details, ist hier kein Raum; doch hoffe ich, Interessenten durch spätere Publikationen befriedigen zu können. \*)

Wenn einige Leser zu eigener Arbeit auf diesem Gebiete angeregt worden sind und mir dann gütigst mancherlei Beobachtungen, Berichtigungen und Bestätigungen zukommen lassen wollen, so haben diese Zeilen ihren Zweck erfüllt.

---

## Kleine Mitteilungen.

---

**Henry Stanley** †. Am 10. Mai starb der kühne Pfadfinder Henry Stanley, eigentlich James Rowland. Er wurde am 28. Januar 1841 bei Denbigh in Wales als Sohn des Farmers John Rowland geboren, kam mit drei Jahren ins Armenhaus von St. Asaph und ging mit 13 Jahren als Schiffsjunge nach New-Orleans, wo er von Kaufmann Stanley adoptiert wurde. 1861 trat er in die Armee der Konföderierten ein, wurde gefangen genommen und der Marine der Vereinigten Staaten zugeteilt, in welcher er es zum Fähnrich brachte. 1865 bereiste er als Zeitungskorrespondent die Türkei und Kleinasien, begleitete 1867 bis 1868 als Berichterstatter des „New York Herald“ die englische Expedition nach Abessinien, wohnte 1869 der Einweihung des Suez-Kanals bei und übernahm nach einem Abstecher nach Persien und Indien im Auftrag von J. G. Bennet (New York Herald), die Aufsuchung des im Innern Afrikas verschollenen Livingstone. Nach vielen Schwierigkeiten traf Stanley am 10. November 1871 in Udschidschi am Tanganikasee mit Livingstone zusammen, erforschte mit ihm diesen See und trat im März 1872 seine Rückreise nach Sansibar und Europa an. 1873 bis 1874 wohnte er dem Feldzug der Engländer gegen Asante bei und unternahm dann auf Kosten des „New York Herald“ und des Londoner „Daily Telegraph“ eine neue Forschungsreise nach Inner-Afrika. Mit mehr als 360 Soldaten und Trägern verließ er im November 1874 Bagamoyo, erreichte am 27. Februar 1875 das südliche Ufer des Victoria Nyanza, umfuhr nun den See und wurde vom König Mtesa freundlich aufgenommen. Auf einer Tour nach Süden entdeckte er den Kagera, den bedeutendsten Zufluss des Victoria Nyanza, gelangte am 27. März 1876 an den Tanganikasee, den er in 51 Tagen in einem tragbaren Boote umfuhr.

---

\*) Eine morphologisch-genetische Gruppierung unsrer Höhlen werde ich erst später versuchen, wenn mir noch mehr Material und eigene Anschauung zur Verfügung stehen.

Nach Ergänzung seiner zusammengeschmolzenen Schar auf 210 Bewaffnete, verliess Stanley am 5. November 1876 Nyangwe, um seine äusserst gefährliche Reise nach Westen anzutreten. In drei Vierteljahren erreichte er nach Ueberwindung ungeheurer Strapazen mit seiner sehr gelichteten Begleitung, dem Hungertode nahe, die Kongomündung, wo er am 8. August 1877 in Boma anlangte. Die Resultate dieser abenteuerlichen Reise entsprachen den Anstrengungen; der Lauf des Kongo und die Identität des Lualaba mit demselben war festgestellt und eine Wasserstrasse von über 4000 km Länge ins Innere von Afrika eröffnet.

1879 ging Stanley im Auftrag des Königs von Belgien wieder an den Kongo, entdeckte den Leopoldsee und legte eine Reihe Stationen längs des Stromes an. Noch einmal berührte er den Kongo auf der von englischen Kapitalisten ausgerüsteten Expedition zum „Entsatz“ Emin Paschas. Von Sansibar ums Kap herumkommend, gelangte derselbe am 21. April 1887 zum Stanley Pool; am 28. Mai erreichte er die Mündung des Aruwimi und am 18. Juni die Jambujafälle, wo eine Nachhut unter Major Bartelet zurückgelassen wurde. Nach schweren Verlusten und Leiden kam Stanley am 14. Dezember an den Albert Nyanza. Es ist noch in ziemlich guter Erinnerung, wie er nach dem Aruwimi zurückkehrte, um die Nachhut zu holen und wie er endlich Gelegenheit fand, Emin Pascha zu „befreien“, d. h. den den Engländern unbequem gewordenen Deutschen zu entfernen, was nach Bekanntwerden der nähern Umstände die Begeisterung über den kühnen Zug merklich abkühlte.

1891 verheiratete sich Stanley mit Dorothy Tennant, liess sich 1892 in England naturalisieren und wurde ins Parlament gewählt, in welchem er aber keine grosse Rolle gespielt hat.

**Rassendünkel.** Der Japaner Kanso Utschimura, der als überzeugter Christ zu seiner Weiterbildung nach Nord-Amerika ging und dort bittere Enttäuschungen erlebte, gibt in seinem lesenswerten Buche folgende ergötzliche Beispiele vom Rassendünkel der Weissen. „Ich bin kein Chinese, aber ich schäme mich der Verwandtschaft mit dem ältesten Volke nicht — einem Volk, das der Welt einen Menzias und Konfuzius gegeben und Jahrhunderte, ehe man sich in Europa so etwas träumen liess, Kompass und Druckerpresse erfunden hat. Jedoch all den Schimpf und all die Härte zu ertragen, womit die armen Kulis aus Kanton vom amerikanischen Pöbel gequält werden, und dabei Kopf und Herz am richtigen Fleck zu bewahren — das konnte ich nur mit Hilfe von christlicher Langmut und Geduld. — Der Chinese wird allgemein John genannt, und so nannte uns sogar ein freundlicher Schutzmann in New York. „Herein mit dem Chinesen“, war die höfliche Rede eines Kutschers in Chicago, dem wir das Fahrgeld bezahlt hatten. Ein gutgekleideter Herr, der im Tram neben mir sass, bat mich um meinen Kamm, um seinen grauen Bart zu kämmen. Anstatt, wie es unter Heiden Brauch wäre, mir zu danken, gab er den Kamm mit den Worten zurück: „Nun, John, wo hast du deine Wäscherei?“ Ein gescheit aussehender Herr fragte uns, wann wir uns die Zöpfe abgeschnitten hätten, und als wir ihm sagten, wir hätten nie welche gehabt, erwiderte er: „Ach, ich dachte, alle Chinesen hätten Zöpfe!“ Und diese Herren, denen es Vergnügen macht, uns wegen unsrer mongolischen Abkunft zu verspotten, sind selbst äusserst empfindlich, wenn man ihre angelsächsische Abkunft be-

zweifelt, das zeigt folgendes Erlebnis. Einige junge japanische Techniker besichtigten die Brücke von Brooklyn. Während sie sich über die Konstruktion und Spannung der Hängeseile besprachen, trat ein fein gekleideter Amerikaner mit seidnem Hut und Brille heran und sagte zu einem der japanischen Ingenieure: „Na, John, so etwas muss euch Chinesen doch recht merkwürdig vorkommen.“ Einer von den Japanern erwiderte schnell: „Und einem Irländer wie Sie, wohl auch?“ „Keineswegs, ich bin kein Irländer“, antwortete der Herr zornig. „Und wir sind keine Chinesen“, war die sanfte Entgegnung. Es war ein guter Hieb und der Herr mit dem seidnen Hut zog verdrisslich ab; er wollte nicht für einen Irländer gelten.

So weit der Japaner. Wir müssen zu unsrer Beschämung gestehen, dass es viele dicke kaukasische Schädel gibt, in welchen die Idee absolut keinen Raum findet, dass es unter den braunen, gelben und schwarzen Menschenrassen recht Viele hat, die uns in intellektueller Beziehung, wenn nicht überlegen, so doch mindestens ebenbürtig sind. Vielleicht lernt sich das noch durch Schaden!

**Der Kongostaat** wurde bekanntlich durch die Berliner Konferenz (November 1884 bis Januar 1885) begründet, resp. anerkannt mit dem ausgesprochenen Zweck, die Eingeborenen der Kultur zu erschliessen durch Eröffnung Inner-Afrikas für den Handel, durch Unterricht, Abschaffung der Sklaverei und des Sklavenhandels. Der König von Belgien übernahm diese Aufgabe. Wie ist sie ausgeführt worden? Wiederholt drangen Mitteilungen in die Öffentlichkeit, die es mehr als zweifelhaft erscheinen liessen, dass diese grossen Ziele im Auge behalten werden. Neuerdings ist ein erdrückendes Aktenmaterial bekannt geworden, das von grauenhaften Zuständen in diesem Gebiete Zeugnis gibt und den Eindruck macht, dass die Pioniere der Kultur aus demselben eine Hölle auf Erden zu machen verstanden haben.

In einer Broschüre „Congo Slavery“ gibt Dr. Grattan Guinness eine summarische Uebersicht über den Stand der Dinge. 1887 wurde alles nicht bewohnte Gebiet als Krongut und somit die Eingeborenen ihres Waldbesitzes verlustig erklärt. Dann kam das Concessionnaire Régime, das neun Zehntel des Staates einer Reihe von Handelsgesellschaften überlieferte, die nun den Reichtum an Kautschuk und Elfenbein auszubeuten suchten. Die Art, wie sie dies betrieben, ist so unmenschlich als möglich. Jedem Mann im Bereich ihres Handelszentrums wurde auferlegt, alle 14 Tage zwei Kilo Kautschuk abzuliefern. Dafür erhielten die Leute drei pence per Kilo, während das Pfund auf dem europäischen Markt drei Schilling wert war. Wurde diese Verpflichtung nicht oder nicht vollständig eingehalten, so musste die Nilpferdpeitsche nachhelfen; 25 bis 100 Hiebe, unter denen manche das Leben lassen mussten, sollten dem Neger das Recht des Weissen demonstrieren, ihn für seine Zwecke auszubeuten. Um sicher zu sein, dass die Eingeborenen ihre „Pflicht“ tun, halten die Handelsgesellschaften eine Bande von bewaffneten Waldhütern, die in den Dörfern stationiert sind und ihre Aufgabe sehr gut mit der Fürsorge für die eigenen Interessen, sei es Erpressung oder Befriedigung persönlicher Rache, zu vereinigen wissen. Diese Bestien, oft blutdürstige Kannibalen, haben Tausende hilfloser Eingeborener ermordet. Ganze Gegenden sind entvölkert, die Einwohner teils getötet, teils geflohen; an einem Orte sind von 3000 noch

300 übrig. Auch von Weissen wird erzählt, dass sie Neger, die zu wenig Kautschuk abliefern, einfach niederschossen; selten geht eine Ablieferung ohne Gewalttat ab.

Scheusslich ist, dass die Waldhüter angewiesen wurden, zum Beweis für die Ausführung der ihnen gegebenen Befehle, die rechte Hand ihrer Opfer abzuschneiden und auf der Station abzuliefern. Diese haben aber das Handabschneiden nicht nur an Toten, sondern auch an Lebenden geübt. Es kam vor, dass Körbe voll Menschenhände von Angehörigen solcher Ermordeten auf die Station getragen werden mussten. Die Proteste gegen diese Scheusslichkeit wurden mit der faulen Ausrede beantwortet, dass es schwer halte, derartige Bräuche der Eingeborenen abzuschaffen. Dem gegenüber steht die an Eidesstatt abgegebene Erklärung mehrerer Missionare, die zum Teil jahrelang unter dem Volk gelebt haben und seine Sprache und Sitten kennen, dass das Handabschneiden bei den Kongo-Negern niemals gebräuchlich und es demnach den Vertretern der Kultur vorbehalten war, diese Neuerung einzuführen. Die Kannibalen schneiden wohl Köpfe ab und verspeisen ihr Opfer, aber das Handabschneiden hat für sie keinen Zweck.

Was sonst noch durch Requisition von Lebensmitteln an den armen Leuten gesündigt wird, ist empörend. Die Stadt Mongondo z. B. sollte alle 14 Tage eine Ziege abliefern. Die Tiere mussten vier Tagereisen weit hergeholt und dafür 2000 bis 3000 Messingstäbchen bezahlt werden. Vergütet wurden dafür 80!

Es ist den Kolonialregierungen gewiss nicht zu verargen, wenn sie ihre Kolonien nutzbringend zu machen suchen, aber eine solche Wirtschaft ist eine Verurteilung unsrer hochgepriesenen Kultur, wie sie beschämender nicht gedacht werden kann. Wie lange wird Europa zusehen, dass im schwarzen Erdteil auf diese Weise „zivilisiert“ wird?

**Die Tupi-Sprache in Brasilien.** (Von Claudio Bodé senior.) In ganz Brasilien, und insbesondere in den mittleren Staaten São Paulo, Minas Geraes und Rio de Janeiro, wird die Aufmerksamkeit des Reisenden durch die auffallende Erscheinung gefesselt, dass eine ausserordentlich grosse Anzahl Ortsnamen und Sachbezeichnungen einer Sprache angehören, die von der jetzigen Landessprache, dem Portugiesischen, durchaus verschieden ist. All diese Namen, die sowohl aus sprachlichen wie aus ethnographischen Rücksichten einer eingehenden Beachtung wert erscheinen, entstammen ausnahmslos der den Küstenbewohnern des Landes, fremden und einheimischen, meist ganz unbekanntem und überall sehr vernachlässigten Tupi-Sprache, der sogenannten *Lingua Geral Brasilica*.

In der Tat, auch mancher vielgereiste Landeskundige, dem es zweifelsohne wohl aufgefallen sein wird, dass viele Ortsnamen, wie z. B. Pindamonhangaba (eine Stelle, wo Fischangeln — pindé gemacht werden), Aracatu (gesunde Luft, gesunder Platz) oder Maçampaba (ungesunder Ort, zusammengesetzt aus Mbaacy = erkranken, und pabe = ganz oder alles) einer andern Sprache ihren Ursprung verdanken, als dem ihm geläufigen Portugiesischen, dürfte doch verwundert aufhorchen, wenn man ihm mit der begründeten Behauptung entgegentritt, dass auch unter den alltäglichen Ausdrücken, die auf den ersten Blick dem Portugiesischen anzugehören scheinen, manche Worte

zu finden sind, die lediglich reines Tupi oder Zusammensetzungen aus dem Tupi sind.

Nehmen wir als ein Beispiel das weitverbreitete Wort Capim, zu deutsch Gras, von welchem wieder das Zeitwort capinar (jäten) abgeleitet ist. Wer zweifelt wohl daran, dass dasselbe rein portugiesischen Ursprungs ist? Nimmt man ein portugiesisches Wörterbuch zur Hand, so wird man auch schwerlich etwas andres finden als die Erklärung, dass Capim eine amerikanische oder gar afrikanische Grasart bedeutet, während der übliche portugiesische Ausdruck für Gras Grama ist. Nun unterliegt es aber gar keinem Zweifel, dass der in Brasilien gebräuchliche Ausdruck Capim der Tupi-Sprache entlehnt ist, zusammengezogen aus Caâ (ursprünglich Kraut, dann auch Blatt, Blätter, beblätterter Zweig und schliesslich im weitesten Sinne Wald) und Pé oder Pyim (Weg), mithin Kraut am Wege, Gras oder Unkraut.

In der Tupi-Sprache heisst das Instrument zum Reinigen des Bodens Caâpyr-çaba; caâpyr bedeutet dasselbe, was man im Portugiesischen mit capinar bezeichnet, das Reinigen des Bodens, ausserdem auch das Reinigen des Waldes, abhauen u. s. w.

Aus Caâpyr haben die europäischen Ansiedler auch das scheinbar echt portugiesische Wort Capoeira (eine mit Gebüsch bewachsene Stelle auf grösseren Grasflächen, gebildet) ursprünglich „der Neuwuchs auf abgeordneten Plätzen.“

Zwei im tagtäglichen Leben häufig vorkommende Ausdrücke: Pirão (ursprünglich aufgebrühtes Maismehl, dann aufgebrühtes Maniokamehl und Mingão (Mehlbrei) werden in der Regel als „brasilianische“ Wörter bezeichnet. Beide gehören dem Tupi an; sie wurden von den Indianern im Zusammenhang mit Abatgy, oder besser Ubati (antam), „Mais“, gebraucht. Ebenfalls ist das gebräuchliche Sapóca (am Feuer gerösteter Mais) reines Tupi, ursprünglich ubati-popóca, wogegen die besondere dazu benutzte kleine Maisart von den Eingeborenen Ubati-Pororoga (Mais, dessen Körner am Feuer aufknallen) genannt wurde.

Wer ein wenig mehr von Brasilien gesehen hat, als die grossen Küstenplätze, wird gewiss häufig das Wort Tabatinga gehört haben und auch wissen, dass man darunter zumeist den vielverbreiteten roten Ton versteht. Schlägt man in einem portugiesischen Manual Etymologico nach, so wird man schwerlich in einem derselben eine Erklärung des Wortes finden. Das Wort ist eben eine Zusammensetzung aus dem Tupi. Taba bedeutet Ton und tinga weiss: unter Tabatinga verstand man mithin ursprünglich die weisse Tonerde, später auch den roten Ton.

Das Wort Taba umspannt ferner den Begriff Lehmwand, Lehmhütte und endlich auch das ganze Aldèamento, das Indianer-Dorf.

Der Eigentümer einer solchen Hütte heisst in der Tupi-Sprache Tabapóra, mit welchem Ausdruck gleichzeitig auch der freie, unabhängige Indianer bezeichnet wird.

Póra bedeutet Bewohner. Aus Ibáca, Himmel, und Póra ist, jedenfalls unter dem Einflusse der Missionen, das Wort Himmelsbewohner (Ibácapóra), im Gegensatz zu Iby- (Erde) und Póra, Erdbewohner, gebildet worden, während Caâ (Wald) und Póra den Waldbewohner, Caápóra, bezeichnet.

Auffallend ist die Leichtigkeit der Wortbildung in der Tupi-Sprache durch Zusammensetzungen. Dasselbe Wort Póra hat mit Py (Fluss) die Bedeutung Fusstapfen, Spur oder Fährte.

Merkwürdig ist auch, dass das Wort Pyá sowohl Herz als Leber bedeutet, und ebenso bezeichnend ist, dass man aus Pyá und Bubui, welcher letzterer Ausdruck zunächst „das leichtere der kleinen Fahrzeuge, der Canoas“, bedeutet, das Wort Pyábubui, Lunge, bildete.

Unter Zuhilfenahme der Adjektive assú (gross) und menbica (dünn, zierlich) wurden in leicht verständlicher Weise Pyá-assú (Mut, Kühnheit) und Pyá-membéca (Zärtlichkeit, das Herz rührend) geformt. Das lange, dünne Gras, welches man z. B. überall an der Mogyana-Bahn sieht, heisst Capim membéca.

Was nun im besonderen die Ortsnamen betrifft, so darf man wohl annehmen, dass die meisten derselben den europäischen Abenteurern, die, auf der Suche nach Gold (ita-júca) und Edelsteinen, bei ihren Zügen durch unermessliche und bis dahin unerforschte Landstriche, oder bei beschwerlichen Fahrten auf den unbekanntem Binnen-Gewässern, Indianer als Führer und Begleiter hatten, ihr Dasein verdanken, indem jene das natürliche Bedürfnis fühlten, gewissen Ortschaften oder Stellen, an welchen sich besondere Ereignisse zugetragen hatten, passende Namen beizulegen. Dass sie der allgemeinen Verständlichkeit halber dafür die den Ortseigentümlichkeiten oder den Ergebnissen und Vorkommnissen entsprechenden Tupi-Namen wählten, ist um so erklärlicher, als ja bekannt ist, dass die ins Innere vordringenden Ansiedler der verschiedenen portugiesischen Capitánias schon früh das Bedürfnis einer ausgiebigen Verständigung mit den Eingeborenen erkannt und sich deshalb deren Sprache angeeignet hatten, was ihnen, bei der Empfindlichkeit des südlichen Ohrs, nicht schwer geworden sein dürfte. Diese Annahme liegt um so näher, als die Indianer-Horden selber, bei ihrer wanderlustigen und unsehaftigen Lebensweise, wohl Berge und Flüsse mit Namen belegt, dagegen aber nur ausnahmsweise Veranlassung genommen haben, den Stellen, wo sie vorübergehend ihre Niederlassung hatten, bleibende Bezeichnungen zu erteilen.

Es genügt nun ein Blick auf die Karte von Brasilien, vornehmlich die von São Paulo und Minas Geraes, um das zahlreiche Vorhandensein dieser Ortsnamen festzustellen. Eine grosse Reihe derselben besteht aus Zusammensetzungen mit Ytá oder Itá (Stein). Indem die Tupis hervorragenden Naturerscheinungen, wie u. a. Bergen, auch bleibende Namen beilegen, ist die Voraussetzung berechtigt, dass manche dieser Namen, wie Itacolomi „der Stein mit dem Sohne“ (corumim), als Bezeichnung für die neben dem Hauptgipfel aufragende kleinere Felsmasse, oder Itanhaem (aus Itá und nhung gebildet), „der Fels, der spricht“, unabhängig von dem Erscheinen der Fremdlinge entstanden sind. Andere mit Itá gebildete Namen dagegen, u. a. Itá-juba (der gelbe Stein, das Gold), Itá-biráva (der funkelnde Stein, Diamant), Itá-jinga (Silber, wahrscheinlich von tingá, weiss), oder Itá-una (Eisen), dürften, wenigstens teilweise, auf den Einfluss der Fremdlinge und deren Beschäftigung zurückzuführen sein.

Die Bahnfahrt von Rio de Janeiro nach São Paulo führt an einem Guaratinguetá genannten Ort vorbei, und wenn derselbe ur-einheimischen Ursprungs wäre, was immerhin nicht ausgeschlossen erscheint, so würde die

von Fachleuten aufgestellte Annahme nahegelegt, dass die Indianer Beobachtungen der Bewegung der Gestirne gemacht und in diesem Ortsnamen, der etwa aus den Worten Coaracy-tim-goatá d. i. Sonnen-Weg-Ende, gebildet worden, solche Beobachtung festgelegt haben, was insofern zutrifft, als der Ort tatsächlich fast unter dem Wendekreis des Steinbocks liegt. — Weniger gelehrt, indes der Wahrheit wahrscheinlich näher kommend, ist die Erklärung des genannten Ortsnamens unter Zuhilfenahme des Quarany, in welcher Sprache Guara Wolf bedeutet, während Tingitá mit „Ort, an dem sie sich versammeln“ zu übersetzen ist. Man denke etwa an „Wolfsschlucht“.

Die einer brasilianischen Gesellschaft gehörenden Küsten-Dampfer, welche zwischen Rio de Janeiro und Rio Grande do Sul fahren, die sogenannte Itá-Linie, führen ausnahmslos die mit Itá geformten Ortsnamen, wie Itaipava (alles Stein), Itaóca (Stein-Haus), Itatiaya (schwitzender Stein), Itaituba (heiliger Stein) und viele andre, welche sich demzufolge im täglichen Gebrauche befinden, während die Bedeutung dieser Bezeichnungen nur sehr wenigen bekannt ist.

Im übrigen ist es, wie Dr. von Martins treffend bemerkt, eine merkwürdige Tatsache, dass ein Volksstamm, der nur noch in wenigen weit abgelegenen Gemeinschaften übrig ist, dem Boden, über welchen er nomadisch hingewandert, um schliesslich gänzlich zu verschwinden, die sprachlichen Beweise seiner Anwesenheit in solcher Ausdehnung aufzudrücken vermochte.

Gleichwie in der Alten Welt erloschene Völker, wie die Cherusker, den nachfolgenden Geschlechtern in Ortsnamen ein Zeugnis ihres ehemaligen Vorhandenseins hinterlassen haben, so in einem grossen Gebiete von Südamerika und in weit ausgedehnterem Masse die unter dem Namen Tupi bekannten Indianerstämme. Und häufiger noch als Ortsnamen kommen Pflanzennamen vor, die der Tupi-Sprache angehören, sei es als Natur-Symbole mancher Gegenden, so: Aricury (Cocos-Palme), Pati und Curuá (Syapyrus), Buri (Diplothemium) und viele andre, sei es als Pflanzen mit Heilkräften, so Camará (Cantana), Congonha (Ilex), welchem Strauche der Paraguay-Tee entnommen wird, Vitum (Tabak) und so weiter, oder Gewächse, die Nahrung mit Früchten liefern, wie Jaboticába, Araça, Abacaxi und viele andre.

Auch viele Ortsbezeichnungen verdanken diesen Pflanzennamen ihren Ursprung; als Beispiel sei Curityba (Ort, an dem Pinien vorkommen) erwähnt.

Der überwiegend grösste Teil aller einheimischen Tiere trägt auch in der Gegenwart noch die ihnen von den auf Jagd und Fischerei angewiesenen Nomaden beigelegten Namen, so Paca, Coati, Tatû (Gürteltier), Arará (Papagei), Piau, Cyboya, Jacaré, Tamanduá, Sernamby, Cubi und eine lange Reihe anderer Bezeichnungen für Säugetiere, Vögel, Fische, Amphibien, Crustaceen und Insekten.

Sehr viele dieser Bezeichnungen dienen wiederum für sich, oder in Verbindung mit sonstigen Tupi-Worten, als Ortsbezeichnungen.

Auch die Flussnamen entstammen in ganz Brasilien fast ausnahmslos der Tupi-Sprache. In den meisten Fällen ist einem Tier- oder Pflanzennamen einfach hy, y (Wasser) angehängt worden, so: Jacu- (eine Art Waldhuhn)-hy, Tatuhy, Jacaré- (Krokodil-hy, also Krokodil-Fluss), Taquaray (Bambus-Fluss), Tamanduatehy (Fluss, an welchem sich viele [eté] Ameisenbären befanden) u. s. w.

Man macht sich kaum einen Begriff davon, wie schwer es einem Fremden fällt, dies Ili oder Ily zur Zufriedenheit eines Indianers nachzuahmen. Schreiber dieses Aufsatzes hat sich in seiner Jugend bei Anlass seiner Bemühungen, diese Silbe zur Zufriedenheit seiner braunhäutigen Lehrerin auszusprechen, verschiedentlich ein lächelndes Kopfschütteln gefallen lassen müssen, ähnlich wie es wohl manchem Schüler beim ersten Unterricht im Flötenspiel zu teil wird.

Auch die von verschiedenen Forschern unter verschiedenen Umständen angenommene Schreibweise dieser Silbe, so: Hi, Hy, J, Cg, Cgh, Y, Yg, Yu, Hu und U, weisen schon auf die Schwierigkeit einer richtigen Aussprache hin, abgesehen davon, dass in dem ausserordentlich grossen Landgebiete nicht überall die gleiche Aussprache geherrscht haben wird.

Itü (eine Stadt in São Paulo) bedeutet Wasserfall und „Hygoara“ Quelle, von hy (Wasser) und Córa (Loch).

Die Frauenbrust heisst Cáma, woraus unter Anhängung von hy (Wasser) das Wort Camby, Milch, gebildet worden ist; daraus ist wiederum Camby-antam, Käse, entstanden.

Eine hübsche Wortbildung ist Yramáya, Biene, zusammengesetzt aus Yra, Honig, und Maya, Mutter, demnach Honig-Mutter.

Einen Einblick in die Denkweise dieser Nomaden gewähren die Zusammensetzungen mit dem Stammwort abâ (Geschöpf, Familie, Volk), u. a. Eté (Wal): abâ-Eté, ein angesehener, wohlhabender Mann, oder mit weiterer Hinzufügung von assú (guassú): aba-eté-guassú: (ein berühmter Mann, auch abá-panéma (leer), ein nutzloses Subjekt, wogegen das Wort abâ-itá-juba-jara, reicher Mann (gebildet aus Itajúba, Gold, und jara, Besitzer) wohl auf fremden Einfluss zurückzuführen sein dürfte.

Wer auf Reisen Indianer als Begleiter gehabt hat, wird das Wörtchen ypó oder ipó zur Genüge kennen gelernt haben; es mag etwa „freilich oder vielleicht“ bedeuten und hört man es überall und in jedem Falle, wo die an den Sohn der Wildnis gerichtete Frage als unbeantwortet aufzufassen ist.

Es ist zu bedauern, dass einfache, gute Wörterbücher der Tupi-Sprache so ausserordentlich selten in Brasilien sind, denn das Verständnis derselben ist bei der grossen und bleibenden Verbreitung, zählt man doch in den zwanzig Staaten von Amazonas bis zum La Plata allein über tausend Tupi-Ortsnamen, mehr als eine blosse Annehmlichkeit.

Den sprachkundigen Jesuiten muss man die Anerkennung spenden, dass sie die Tupi-Sprache, der übrigens die vier Konsonanten F, L, S und Z fehlen, ausgebildet und der Nachwelt in der ursprünglichen und von ihnen erweiterten Form erhalten haben.

**Barbarei eines Negerfürsten.** Der Oberkommandeur von Britisch-Nord-Nigeria, General Lugard, lernte gelegentlich seines Feldzuges gegen den Emir von Kano das Gefängnis desselben kennen; er beschreibt es folgendermassen: Eine niedrige Tür, noch nicht drei Fuss hoch und zwei breit, führt in das Gefängnis hinein. Das Innere ist durch eine Lehmwand, in welcher sich ein ebensolches Loch befindet, in zwei Teile geteilt. Diese Lehmwand hat unten mehrere Löcher, durch welche die Füsse der zum Tode Verurteilten hindurchgesteckt werden; die Menge der andern Gefangenen trampelt so auf

ihnen herum, bis sie vor Durst und Erschöpfung sterben. Der ganze Raum misst 238 Quadratfuss; in ihm waren, als wir Kano einnahmen, 135 menschliche Wesen eingesperrt, kürzlich sollen es 200 gewesen sein; sie hatten also nicht einmal Raum zum Stehen. Daher werden auch jede Nacht Leute totgequ coast, deren Leichname bei Tage hinausgeschleift werden. Der Gestank war, so wurde mir gesagt, als Oberst Morland den Kerker besuchte, nicht zu ertragen, obwohl er leer war; als ich drei Wochen später hineinging, war die Ausdünstung nur für ein paar Sekunden auszuhalten. Ein verwesender Leichnam lag nahe am Eingang. In der Stadt wurde mir ein grosses Sumpfloch gezeigt, bei dem die Köpfe der Verurteilten abgeschnitten wurden; ein andres, nahe dem grossen Markte, ist der Platz, wo beinahe täglich Gliedmassen amputiert wurden.

**Eine Nacht im Sturm auf dem Aconcagua.** Wenige Bergsteiger werden sich rühmen können, eine so abenteuerliche Hochtour vollendet zu haben, wie Major Rankin, der bei einem Aufstieg auf den Aconcagua, den Bergriesen der Anden, in einer Höhe von 22,000 Fuss eine Sturmnacht zu überstehen hatte. Er schildert sein Erlebnis in einem fesselnden Artikel, der in „Longmans Magazine“ veröffentlicht wurde. Als er die letzten 3000 Fuss anstieg, liessen ihn seine Begleiter im Stich, so dass er den Gipfel ganz allein erreichte. Er schildert begeistert die grandiosen Eindrücke von dem herrlichen Panorama, das die Bergketten und der Ozean seinem Blick boten. Um 12<sup>1</sup>/<sub>2</sub> Uhr war er auf dem Gipfel. Ein leichtes Wölkchen und darauf eine Schneeflocke warnten ihn zuerst vor einem anrückenden Sturm. Ihm fiel die Behauptung Sir Martin Conways ein, dass man bei einem Sturm in den höheren Regionen des Aconcagua nicht am Leben bleiben könne. „So kehrte ich eiligst“, erzählte er weiter, „den Weg zurück, den ich gekommen war. Eine halbe Stunde später verhüllte eine riesige Wolke den Stillen Ozean vor meinen Blicken, und in zehn Minuten war der ganze Himmel verfinstert, und der Schnee fiel mit furchtbarer Beständigkeit hernieder. Was mir im Gedächtnis geblieben ist, ist nur ein verworrenes Gemisch von scharfer Kälte, blendendem Schnee, Halbdunkelheit, Fallen und Verletzungen, Verzweiflung und Gewissheit des Todes. Je weiter ich ging, desto ärger wurde der Sturm; bald konnte ich nur wenige Fuss weit sehen. Da jedoch gelegentliche Lücken in dem Mantel dieser herabsinkenden Finsternis mich unterstützten, versuchte ich zu dem grossen nördlichen Schneeabhang zu gelangen, und stolperte umher, in meiner Todesangst um Hilfe rufend — Schreie, welche die Felsen mir höhnend unbeantwortet zurücksandten. Zweimal fiel ich auf dem schlüpfrigen, hartgefrorenen Schnee und wurde sogleich den Abhang mit einer furchtbaren Geschwindigkeit hinabgewirbelt. Ich krallte mit meiner Eisaxt in den Schnee ein, aber sie fasste auf der harten Oberfläche nicht und ich fühlte, wie ich mit Blitzesgeschwindigkeit vorwärts gewirbelt wurde, dem Untergang entgegen. Es war ein fürchterliches Gefühl. Doch beide Male stiess ich auf einen steinigen Fleck, der mich zum Halten brachte.“ Die Eiseskälte dieses Schneesturmes in 22,000 Fuss Höhe lähmte den kühnen Bergsteiger zu seiner Verzweiflung und er fühlte, dass er nicht weitergehen konnte. Er fand an der Seite eines grossen Felsens eine kleine Höhlung im Schnee. Er meinte, das wäre das Grab, das für ihn bestimmt wäre. Es war jetzt bereits

halb 5 Uhr, der Schnee fiel immer noch so dicht wie zuvor. Er versuchte noch einen Abschiedsgruss an seine Frau in sein Taschenbuch zu kritzeln. Während der Sturm noch wuchs, fiel er in einen tiefen, traumlosen Schlummer. Als er erwachte, glaubte er gestorben zu sein. Der Anblick des tiefblauen Himmels, der weissen Berge und des zunehmenden Mondes erfüllten ihn mit Entzücken. Dann machte ihn merkwürdigerweise der Anblick seiner Zehen, die ihm zugekehrt waren, bedenklich, und er folgerte, dass er, wenn er bedenklich über etwas sei, nicht tot sein könne. Er befreite sich nach und nach von dem festgefrorenen Schnee und wurde Zeuge einer Morgendämmerung von unbeschreiblicher Schönheit. Er hatte auf dem Aconcagua während eines Sturmes nahe dem Gipfel übernachtet und war am Leben geblieben. Langsam humpelte er zu seinem Zelt hinab, das er durch einen Glückszufall entdeckte, und erreichte schliesslich seine Frau in Inca. Dass er gerettet wurde, betrachtet er als ein Wunder. Seine Zehen aber mussten ihm amputiert werden.

**Das wahre „El Dorado“.** Unter dem Titel „Eine Suche nach versunkenen Schätzen“ bringt Benjamin Taylor in einem Artikel der „English Illustrated“ sein interessantes Material bei, das die Frage nach dem oft gesuchten „El Dorado“ lösen soll. Es ist eine seltsame Geschichte, die da erzählt wird. Weit oben in den Höhen der Anden, einige 9000 Fuss über dem Meerespiegel, liegt in dem Hochland von Bogota der See Guatavita. Man vermutet, dass dieses Hochland die Heimat der Kartoffel ist, die bis zum heutigen Tage sein hauptsächlichstes Produkt bildet. Dieser See wird jetzt von einer Aktiengesellschaft mit Bewilligung der kolumbischen Regierung trockengelegt. Der Zweck dieser Trockenlegung, die an sich eine sehr schmutzige Arbeit ist, beruht auf einer Geschichte, die wie ein phantastischer Roman klingt. Dieser See soll das berühmte „El Dorado“ sein. Hier wurde, wie berichtet wird, der Kazik von Guatavita mit einer klebrigen Substanz bedeckt, auf die Goldstaub gestreut wurde, und diese goldene Bedeckung bildete seine Bekleidung, wenn er die Opfer vollzog. Der Ausdruck „El Dorado“ bedeutet danach „der Goldene“ oder der „goldene Mann“ und nicht „die goldene Stadt“, wie man gewöhnlich meinte. Der Kazik von Guatavita, der eine Armee von 30,000 Mann hatte, herrschte dort über mehr als eine Million Menschen. Der See, der auf dem Gipfel eines kegelförmigen Berges gelegen ist, wurde von ihnen als der Sitz ihrer Schutzgottheit betrachtet, der sie zweimal jährlich opfern zu müssen glaubten. Daher versammelten sich zu festgesetzten Zeiten alle Untergebenen des Kaziken mit goldenen Opferspenden, und zu einer grossen Prozession geschart, zogen sie mit Musik zum See. Dort angekommen, schifften sich der Kazik und die mächtigsten Häuptlinge in grossen Kanoes auf den See ein, wozu Stufen in das Ufer eingehauen waren, und zu gleicher Zeit zerstreute sich das Volk rings um den See. In der Mitte des Sees angelangt, bestrichen die Häuptlinge den Kaziken und bepuderten ihn verschwenderisch mit Goldstaub. Auf ein gegebenes Zeichen wandte sich nun das Volk mit dem Rücken zum See und im Augenblick, wo der Kazik untertauchte, jauchzten sie und schleuderten so weit wie möglich ihre eigenen Opfergaben über die Schulter in den See. Darauf kam der Kazik an das Land und kehrte in seine Hauptstadt zurück, in derselben Art, wie er gekommen war, und überzeugt, dass die Sünden, die von ihm und seinem Volk

während des letzten halben Jahres begangen worden, jetzt gesühnt seien. Durch diese halbjährigen Spenden müssen natürlich alljährlich ausserordentlich wertvolle Schätze in dem See aufgehäuft worden sein. Man hat ihren Wert auf Hunderte von Millionen geschätzt. Als die Spanier das Land eroberten, verfolgten sie die Eingebornen, um Gold zu erhalten, so grausam, dass die meisten von diesen alles, was sie noch hatten, in diesen See warfen. Der damalige Kazik selbst veranlasste, dass in der Mitte des Sees so viel Goldstaub, als 50 Menschen schleppen können, versenkt wurde. Die früheren Nachforschungen sind immer mit reichen Ergebnissen belohnt worden. Der See ist, wie angegeben wird, 1200 Fuss lang, 1000 Fuss breit und im tiefsten Teil 46 Fuss tief.

**Einen eigenartigen Totenkultus** haben die Iwaro-Indianer in Ost-Ecuador. Sobald einer der Ihren gestorben ist, löst ihm der dazu durch Verwandtschaft Nächstberechtigte durch einen Messerschnitt die Kopfhaut von der des Rumpfes. Ist dies geschehen, wird das Knochengerüst des Kopfes sorgfältig aus der Haut herausgeschält. Die abgetrennte Haut kommt zwischen heisse Steine und wird, wenn sie hier getrocknet, noch im Rauch gedörst. Ist sie hier völlig zusammengeschrumpft, so steckt man von innen, also durch den Hals, ein Bindfadengeflecht in den Mund, das etwa einen halben Meter lang aus den Lippen hervorhängt. Die so präparierten Köpfe, die übrigens ihren vollen Haarschmuck behalten, halten sich jahrelang und werden von den Indianern in ihren Zelten aufbewahrt. Das Berliner Museum für Völkerkunde besitzt mehrere solcher Köpfe. Sie haben die Grösse von mässigen Puppenköpfen. Die Haut ist nicht runzlich, sondern glatt, aber kohlschwarz und am Halsschnitt etwa einen halben Zentimeter dick. Das Auslösen des Schädels muss auf ganz merkwürdig kunstvolle Weise geschehen, denn die Kopfform und die Züge bleiben unverändert, selbst die Nase hat ihre alte Form behalten. Die Augenlider sind geschlossen, auch der Mund ist bis auf den Durchlass des Geflechts fest zu. Ganz prachtvoll dicht und üppig ist das seidenweiche, tiefschwarze Haar, in einer Länge von ziemlich einem Meter hängt es um das kleine Gesichtchen. Man kann eigentlich nicht sagen, dass der Anblick der Köpfe unangenehm oder unästhetisch ist, einige weisen sogar noch jetzt einen verhältnismässig schönen Ausdruck auf.

**Bahia, das brasilianische Neapel.** Deutscher Handel, deutscher Unternehmungsg Geist finden in der Republik Brasilien noch immer ein weites Feld, ganz besonders in den drei grossen Hafenstädten des Landes: Rio de Janeiro, Bahia und Pernambuco. Nächst der gegenwärtig fast eine halbe Million Einwohner zählenden Hauptstadt Rio de Janeiro ist Bahia die bedeutendste Stadt des an Flächeninhalt Europa fast gleichkommenden brasilianischen Riesenreichs. Erbaut im Osten der grossen Allerheiligenbai (Bahia de Todos os Santos, davon der Name der Stadt) auf einer sich von Norden nach Süden erstreckenden Halbinsel, kann sie sich einer herrlichen Lage rühmen. Die südwestliche Spitze der Halbinsel läuft in das Kap Sto. Antonio aus. Gegenüber dem Kap, das ein Fort, sowie einen Leuchtturm trägt, ragt die grosse, befestigte Insel Itaparica aus der blauen Meeresflut. Ausser diesem Eiland, auf welchem die ganze Stadt Berlin bequem Platz finden würde, liegen in der Bai, der schönsten Südamerikas, noch gegen 200 grössere und kleinere Inseln

— die meisten von ihnen in einer üppigen Vegetation von Palmen, Mangobäumen, farbenprächtigen blühenden Orchideen und grossblättrigen Schlingpflanzen prangend und von den Edelsteinen der Luft, den in den leuchtendsten Farbentönen schimmernden Kolibris, durchschwärmt. Die Bai besitzt eine solche Ausdehnung, dass hier die Flotten aller Seestaaten der Welt gleichzeitig manövrieren könnten. Die sich am Westabhange der erwähnten Halbinsel entlang ziehende Stadt macht, überwölbt von der sonnenleuchtenden Himmelskuppel und umspült vom ultramarinblauen Ozean, mit ihren amphitheatralisch emporsteigenden Häusern und Kirchen den Eindruck eines zweiten Neapel. Sie zerfällt in zwei, einen durchaus verschiedenen Charakter tragende Quartiere. Parallel mit dem Seeufer dehnt sich in einer Länge von sieben Kilometern die Cidade Baixa, die Unterstadt, aus; 75—85 Meter höher liegt die Cidade Alta, die obere Stadt. In der Unterstadt, die, abgesehen von ein paar engen Seitengässchen, nur eine einzige Strasse, die Rua Mayor (Hauptstrasse) aufweist, konzentriert sich der ganze Gross- und Kleinhandel, der ganze Geschäftsverkehr. Hier befinden sich Comptoirs und Magazine der Grosshändler, ferner die sogenannten Trapisches (die Stapellager für die Landesprodukte: Tabak, Zucker, Kaffee, Häute), die Alfandega (Zollhaus), das Hafenamts, das Arsenal, die Schiffswerften, sowie die in hübschem, monumentalem Stil erbaute Börse. Die Verbindung zwischen Unter- und Oberstadt vermitteln ausser den erwähnten engen und schmutzigen Seitengassen, in denen das Hinaufklettern in glühender Sonnenhitze wegen des fast senkrechten Absturzes geradezu eine Tantalusqual, ein Aufzug, sowie eine Zahnradbahn. Der Uebergang von dem einen Stadtteil zum andern mutet an wie das Hinaufschweben aus dem Fegefeuer in die verklärten, wonnigen Regionen des Paradieses. Hier oben Schönheit, Glanz, Licht, berauscher Blütenduft, palastartige Gebäude, malerische Fernsichten — hier oben kommt man in der Tat zum Bewusstsein, sich in einem zweiten Neapel zu befinden. Wir kommen hier vorüber an der Kathedrale, dem Palast des Präsidenten des Staates, der öffentlichen Bibliothek, dem Theater, der Münze, an mehreren Hospitälern, sowie an zahlreichen Kirchen und Klöstern. In der Oberstadt liegt auch der idyllische Stadtgarten (passeio publico) mit seiner Blumenfülle und seinen Marmorbänken. Es ist das für Bahia, was die Villa Nazionale für Neapel, und gewährt eine ausgedehnte Fernsicht über die Bai und den Ozean. — Bahia zählt gegenwärtig etwa 200,000 Einwohner, davon sind jedoch kaum 10,000 von rein weisser Hautfarbe, die übrigen sind zum kleineren Teil Neger, zum grösseren Teil Mischlinge. Während in Nordamerika die letzteren, auch wenn ihnen nur ein Tropfen Negerblut in den Adern rinnt, gesellschaftlich geächtet dastehen, drückt in Brasilien die dunkle Hautfarbe niemand ein Kainszeichen auf, und Farbige können hohe Staatsämter erhalten.

Im Grosshandel Bahias dominieren die deutschen Firmen. Für einen regen geselligen Verkehr unter den Deutschen sorgt der deutsche Klub, dessen Vereinslokal in der Strasse Corredor da Victoria sich befindet, und dessen Mitgliederzahl über hundert beträgt.

**Der Urutáu.** Der merkwürdigste Vertreter der Familie der in Brasilien einheimischen „Ziegenmelker“ (Cabrimulgides) oder Bacuráus ist entschieden der Urutáu (*Nictibius grandis*), dessen melancholisch klingender Name uns eigentümlich berührt. In den Städten ist dieser gigantische Nachtvogel kaum

dem Namen nach bekannt. Auf dem Lande jedoch kennt ihn das Volk, und der Reisende, welcher zur Nachtzeit Kamp und Wald durchreitet, kann den ernstesten Vogel beobachten, der mit seinen unverhältnismässig grossen Flügeln im Schleier der Nacht gespensterhaft und geheimnisvoll dahinzieht.

Mit ausgespannten Flügeln misst der Urutáu 1,25 m, während die Länge seines Körpers 55 cm beträgt. Seine schönen, grossen Augen haben einen ernstesten und träumerischen Ausdruck, und sein Gefieder ist dicht und zart wie das der Schleiereule. Die Farbe des Gefieders ist jedoch schwer zu beschreiben. Seine Grundfarbe ist graugelb und im übrigen trägt es die düsteren Schattierungen, die den Baumrinden eigen sind und dem Vogel ein unheimliches Gepräge verleihen. Kein Wunder, dass sein Erscheinen Furcht und abergläubische Vorstellungen bei ängstlichen Gemütern erregt!

Der brasilianische Ziegenmelker ist ein Nachtvogel, gehört jedoch nicht zu den Raubvögeln, sondern nimmt wie sein europäischer Vetter (*Caprimulgus europaeus*) als eifriger Insektenvertilger unter den nützlichen Vögeln eine hervorragende Stelle ein; denn er ist ein geschworener Feind der grossen Raupen, Nachtschmetterlinge und Käfer, welche die Pflanzungen beschädigen. In frühen Morgenstunden kann man oft auf den schmalen Wegen der Roça Unmassen von halbverzehrten Schmetterlingen sehen; es sind die Ueberbleibsel eines Schmauses, den sich in der vergangenen Nacht der Urutáu geleistet hat. Selten gelingt es, den gespenstigen Vogel bei seinem Mahle zu überraschen. Nur in klaren Mondscheinnächten, wenn er seinen Reigen hält, kann man ihn hoch in den Lüften erblicken, wo er dem Adler ähnlich mit langsamem Flügelschlag weite Kreise zieht und seinen langgezogenen und gellenden Schrei „Hú-hú-hú“ ertönen lässt. Eine treffliche Staffage für die unheimliche Wolfsschluchtszene in Webers „Freischütz“!

Bei Tag bekommt man den Urutáu fast nie zu Gesichte. Dank seiner grossen Geschicklichkeit in der Nachahmungs- und Verstellungskunst weiss er sich nämlich dem scharfen Auge seiner Feinde zu entziehen, indem er sich in der Höhe eines Baumgipfels am äussersten Ende eines trockenen Astes derart gerade und streif ausstreckt, dass er bei seiner Bewegungslosigkeit der Verlängerung eines abgestorbenen Astes täuschend gleicht. Dazu kommt noch als Schutzfarbe die Farbe des Gefieders, welche sich mit der Farbe der Baumrinde vollständig deckt. Wir haben es in diesem Falle mit einem schönen Beispiel der „Mimikry“ zu tun.

Wie in Europa das Volk sich haarsträubende Geschichten von dem dortigen Ziegenmelker erzählt, so gehen auch hier viele Sagen über den Urutáu von Mund zu Mund. Besonders die Indianer und deren Nachkommen schreiben diesem Nachtvogel übernatürliche Gaben zu. Er ist ein Zauberer und Beschwörer. Sein Fell schützt die Jungfrauen vor Verführungen, und mit seinen langen Federn kehrt man das Gemach der Braut, um den bösen Geist (*cousa ruim*) zu vertreiben.

Der Urutáu baut kein Nest, sondern legt seine Eier in Baumlöcher, ohne denselben ein Lager zu bereiten.

**Eine Wunderpflanze** hat neuerdings Suverkrop auf seinen Reisen in Südamerika entdeckt, wo er seit Jahren für das grosse Herbarium der Kewgärten bei London sammelt. Das Gewächs ist, wie wir in der „Täglichen

Rundschau“ lesen, eine Orchidee, die eine bisher beispiellose Eigentümlichkeit aufweist. Wenn die Pflanze durstig ist, lässt sie nämlich von dem Baum aus, auf dem sie ihr Schmarotzerleben führt, eine lange Röhre in das darunterliegende Wasser fallen, um sie dann wieder heraufzuziehen und einzurollen. Die erste Begegnung mit diesem Naturwunder schildert der Reisende mit folgenden Worten: An einem heissen Nachmittag sass ich unter einem Buschwerk am Ufer einer grossen Lagune in der Nähe des Rio de la Plata. Neben mir standen verschiedene blätterlose abgestorbene Bäume, die augenscheinlich von üppig wuchernden Orchideen und Schling-Gewächsen aus der Kaktus-Familie erstickt waren. Gerade vor meinen Augen reckte sich ein Zweig dieser toten Bäume über das Wasser der Lagune hinüber. Hier und da bedeckten ihn Gruppen von gewöhnlichen „Luftpflanzen“, und ein Netzwerk von grünen Kakteen umwand ihn. Unter den Orchideen fiel mir eine Pflanze auf, die sich vor den übrigen durch scharfe lancettförmig geschnittene Blätter auszeichnete, die strahlenförmig um die Wurzel herumstanden. Von dem Mittelpunkt der Pflanze hing ein langer schlanker Stiel herab, dessen unteres Ende bis zur Tiefe von 4 Zoll in das Wasser eintauchte. Ich ging näher, um meinen Fund zu besichtigen. Man mag sich mein Erstaunen denken, als der Stiel, nachdem ich ihn berührt hatte, sich allmählich zusammenzog und krampfhaft in eine spiralähnliche Rolle zusammenwickelte. Noch überraschender war der Bau dieses Stieles selbst. Ich fand bei genauerer Untersuchung, nachdem ich ihn durchschnitten hatte, eine lange, dünne, flache Röhre mit ganz dünnen Wänden und zellenartiger Zusammensetzung, am äussersten Ende offen, am inneren Ende mit den Wurzeln durch eine Reihe haarfeiner Röhren in Verbindung stehend. Bei weiterer ruhiger Beobachtung bemerkte ich, dass die Pflanze, wenn sie Wasser brauchte, dieses Rohr langsam abwickelte, bis es den Wasserspiegel erreicht hatte. Nach einiger Zeit wand sie es dann langsam wieder auf, und damit zugleich eine gewisse Menge von Wasser, die im eingetauchten Teil der Röhre enthalten war und nun den Wurzeln der Pflanze zugeführt wurde. Die Röhre blieb dann aufgewickelt bis die Pflanze wieder ein Bedürfnis nach Feuchtigkeit empfand.

**Die Indianer von Goajira.** Westlich vom Golf Maracaibo erstreckt sich nach Norden die Halbinsel Grajira, welche im westlichen Teil die Bai Calaboso bildet. Die Staaten Venezuela und Columbien streiten sich um ihren Besitz, aber bloss mit Papiernoten, kein Staat schickt Truppen hin, um sie zu besetzen, aus Furcht vor den Indianern, welche sie in einer Anzahl von etwa 30,000 bewohnen. Und diese Indianer halten die Weissen so fern wie möglich. Ihre Handelsprodukte, welche in Pferden, Ochsen, Schafen und Schildkrötenschalen bestehen, schicken sie durch eigene Abgesandte nach Venezuela und Columbien. Die Industrie liegt bei ihnen noch in den Anfängen. Sie kultivieren Yucca, Mais und Hanf, machen Netze und grobe Gewebe von der Faser der Pita oder des Maguay. Alle diese Arbeiten machen die Frauen; die Männer besorgen bloss die Viehheerden. Haben sie Wunden oder Zahn- und andre Schmerzen, so wenden sie das Mittel des Ausbrennens an; auch die Verwundungen durch vergiftete Pfeile heilen sie durch Ausbrennen. Auch die Schwindsucht kommt bei ihnen vor; sie wenden dagegen mit Erfolg die Galle der Schildkröte an. Ferner verstehen sie

sich gegen den Biss der Schlangen immun zu machen. Sie behaupten, dass jede Schlange ihr Gegengift bei sich trage und zwar nicht im Munde, sondern in der Galle. Wenn jemand gebissen ist, so beeilen sich seine Kameraden eine Schlange derselben Gattung zu suchen. Aus ihrer Galle bereiten sie einen Trank, welchen sie dem Kranken geben. Ein oder zwei Stunden später fällt die Geschwulst, die Schmerzen hören auf, das Fieber lässt nach und der Kranke wird schnell gesund.

**Rio de Janeiro.** Prinz Adalbert, der als Weltreisender in seinem Tagebuch ein so feines Urteil über Land und Leute verschiedener Erdteile fällt, schreibt: „Nie hat ein Anblick mich so mächtig ergriffen —; selbst der des lärmenden, grossartigen Neapels mit seinem wundervollen Golfe, verschwindet dagegen; selbst die orientalische Herrlichkeit Konstantinopels, wo weisse Kuppeln und schlanke Minarets stolz auf reizenden Hügeln tronen, wo Cypressenwälder die Gräber der Moslems beschatten, und das alles belebende Band des Bosphorus von Serais, Hissors und zahllosen Ortschaften gesäumt, sich lieblich zwischen Asien und Europa hindurchschlängelt — selbst Konstantinopel riss mich nicht so hin, wie der erste Eindruck von Rio de Janeiro! — Weder Neapel noch Stambul, noch irgend ein Ort der mir bekannten Erde, selbst die Alhambra nicht, kann sich an magisch-phantastischem Zauber mit der Einfahrt und dem Golf von Rio messen! — Es enthüllen sich Wunder vor unseren Augen, die wir auf Erden nicht geahnt. Jetzt war es uns klar, warum einst die ersten Entdecker diesem Lande den Namen „Neue Welt“ gegeben.“

**Quälgeister.** Florencia, Argentinien. Der würdige Don Felix de Azara erzählt uns in seinem trefflichen Reisewerke „Voyage dans l'Amérique méridionale — Paris 1899“ von einer Gegend, in der es von so vielem und so verschiedenartigem Ungeziefer derart wimmelt, dass ein Mensch, der daselbst wohnen wollte, einen Krokodilpanzer anhaben und auch sonst noch ganz besonders bewehrt sein müsste. Hätte der edle Hidalgo dieses liebliche Tal Tempe, das er meint, nicht ganz genau nach seiner geographischen Lage angegeben, so dass darüber gar kein Zweifel aufkommen kann — es ist das Sumpf- und Waldgebiet im Oberlauf des Paraguay — ich würde darauf schwören, dass er den Chaco und ganz speziell jenen Teil desselben damit kennzeichnen wollte, in dem der unglückliche Schreiber dieser Jeremiade sich durch seine langen Tage und die noch längeren Nächte schleppt.

Dass ich schon anderthalb Jahrzehnte mich im ergebenen Dulden beschieden und das milliardenfach und hundertartig auf Menschen und Tiere eindringende Ungeziefer als mit dem Chaco wesentlich zusammengehörend hingenommen habe, während ich jetzt auf einmal aufschreie wie ein Gefolterter, hat seinen Grund darin, dass es heuer einfach nicht mehr zum Aushalten ist. Alles klagt und jammert, schilt und flucht, ist hohläugig von den schlaflosen Nächten, mager, weil man nicht in Ruhe essen kann, nervös vor Aufregung. Man erstickt im Rauch, schwitzt hinter dem Mosquitero, dünstet mit der Decke über den Ohren — und ist doch alles umsonst. Die Ohren sind geschwollen und brennen wie Feuer, die Haut hat das Ansehen eines Reibeisens, und wo man hinhaut, zieht man die Hand rot vom eigenen Blute zurück. Fürchterlich!

Es plagt uns der Floh, aber auch der Sandfloh; es saugen sich an uns voll zweierlei Gattungen Zecken, dreierlei Gattungen Wanzen, von denen die grösste fliegt und einen ordentlichen Fingerhut voll Blut auf einmal verträgt; es stechen uns bis zur Unerträglichkeit viele Gattungen Bremsen: schwarze, rote, braune, grüne, gelbe und scheckige, grosse und kleine, von denen manche einen zolllangen Stachel besitzen; dann ist das kaum sichtbare Heer der Staubmücken, deren schmerzhafter Stich einen roten Hof und eine tagelange Anschwellung auf der Haut verursacht. Gewiss schon eine zahlreiche Gesellschaft von Teufeln! Doch alle die genannten Quälgeister werden beschämt von der Leistungsfähigkeit der richtigen Mosquitos, der Stechmücken, oder wie sie der Oesterreicher nennt, der „Gölsen“. (Dieses Wort sollte Bürgerrecht in der Schriftsprache haben, da man ja doch sonst kein Wurzelwort für den Begriff hat.)

Diese Gölsen sind es, die, wären sie das ganze Jahr in gleicher Menge vorhanden, wie zur Zeit ihrer Saison, — den Chaco einfach unbewohnbar machen würden. Denn sie sind überall und immer, Tag und Nacht, morgens und abends, auf dem Kamp und im Walde, im Hause und im Freien. Es sind ihrer viele Gattungen. Im Anfaug, wenn sie auftreten, im Frühjahre und noch lange nachher sind es die ganz gemeinen Dinger, die alle Welt kennt vom Nord- bis zum Südpol; diese halten sich in noch gewissermassen bescheidenen Grenzen, respektieren noch in etwas das Haus und Mückennetz. Nach und nach gesellen sich aber andere zum Schmause, so strohgelbe, lange Biester; diese verstehen den Kampf ums Dasein schon mit mehr Energie zu führen. Niederträchtig aber sind erst die ganz dünnen Gespenster, die man kaum sieht, und die durch jedes Netz durchkriechen, um dann, wenn sie gesaugt haben, nicht mehr herauszukönnen. Einige Wochen, bevor dann ein tüchtiger Puster aus dem Südwest im Herbste der ganzen Herrlichkeit für diesmal ein Ende macht, tritt eine grosse Gattung auf, ja sicher zehnmal so schwer als die kleinen Netzschlüpfer, mit einem Centimeter langen Saugrüssel, der durch zwei gute Hemden gleichzeitig durchsticht und so weh tut, dass man unwillkürlich einen Hups macht oder einen Schrei ausstösst. Weil diese Gattung schwarz und weiss kariert ist und das Blutsaugen gründlicher versteht als die übrigen, nennen wir sie die Engländer.

**Vor vierhundert Jahren.** Da das Ungeheuerliche und Sagenhafte der Geschichte in unsrer Phantasie weit leichter Wurzel fasst, als das Nüchterne des Alltagslebens, so ist es nicht zu verwundern, dass bis heute die Leute sich eine ganz irrige Vorstellung von Brasilien zur Zeit seiner Entdeckung machen, indem sie den fabelhaften Berichten erfinderischer Chronisten lieber Glauben schenken, als den Schilderungen ernster Geschichtsschreiber.

Als die ersten portugiesischen Kolonisten in Brasilien ankamen, war das ganze Land mit Wald bedeckt und schlimm, sehr schlimm wäre es ihnen ergangen, wenn sie auf sich selbst angewiesen und ohne fremde Hilfe in diesem unheimlichen Gewirre sich hätten durchschlagen sollen. Was konnten denselben die oberflächlichen Kenntnisse, denn viele waren es sicherlich nicht, nützen, die sie von Europa mitgebracht hatten? Klima, Lebensweise, Ernährung, Anpflanzung — alles war verschieden auf der südlichen Halbkugel und Wege gab es überhaupt nicht. Da war guter Rat teuer und es blieb den Portugiesen nichts andres übrig, als von den Eingeborenen des neu

entdeckten Erdstrichs — dessen geographische Lage man kaum kannte — zu lernen, wie sie leben, arbeiten und sich ernähren sollten. In der Tat, der Indianer Brasiliens war der erste Lehrmeister der rohen und unwissenden portugiesischen Kolonisten.

Wenn auch die Indianer dem Kannibalismus ergeben waren, so verzehrten sie doch nur ihre Kriegsgefangenen im Siegesrausch, sonst waren die meisten Stämme, mit denen die jungen Ansiedler in nähere Berührung kamen, gutmütig und zugänglich, wenn man ihnen nichts zu leide tat. Sie besaßen trotz ihrer zurückgezogenen Lebensweise schon einige Kultur. Der Kampf ums Dasein hatte sie zu Herren des Waldes gemacht, und die gefährlichsten Tiere und giftigsten Pflanzen dienten ihnen zur Selbsterhaltung.

Die Kolonisten mussten also bei den Indianern in die Schule gehen und ihr Leben wieder von vorne anfangen. Sie lernten von den Eingeborenen in erster Linie das Gehen im Urwalde, das Fällen der Bäume, das Brennen des Waldes, den Bau der Hütten, aus Holzstämmen und Dächern aus Palmblättern angefertigt — wie sie noch heutzutage die Caboclos haben — den Gebrauch des Cipó (Liane) an Stelle des Seiles, das Jagen im Walde, den Bau der Canôa und das Fahren und Fischen auf reissenden Strömen, natürlich auch das Anfertigen des Jagd- und Fischgerätes, wozu schon geschickte und fleissige Hände gehörten. Die Arbeit war also nicht leicht und erforderte Mut und Ausdauer.

Mit dem Hauswesen war es sehr dürftig bestellt. Betten gab es nicht, denn man schlief der Hitze und des Ungeziefers wegen in Hängematten aus Baumfasern gewebt. Auf dem Boden der Hütte lag eine Decke aus Taquararohr geflochten, auf der man sich nach Indianerart niederkauerte; der Flaschenkürbis (purunga) diente als Wasserflasche und Trinkgefäß, und an einem aufgespannten Cipó hing man das wenige auf, was man besass. Das Ideal des Naturalisten Rousseau! Was die Gesundheitsvorschriften betrifft, so ahmten die Kolonisten den Eingeborenen das häufige Baden nach und vermieden den ungesunden Abendtau der heissen Zone. Des Nachts wurde ein gelindes Feuer unterhalten, wohl auch aus hygienischen Gründen.

Hungers zu sterben brauchten die Ansiedler wahrlich nicht, denn auch in der Ernährungsfrage waren die Indianer massgebend. Der Wald strotzte voller gesunder und essbarer Früchte, Wildpret aller Art und Fische gab es in Ueberfluss, und auch an Gemüsepflanzen wie Carurú (Amarrant), Serralha (Gänsedistel), Almeirão (Zichorie), Cambuquira (Kürbisschösslinge), Palmito (Palmkohl), Agrião (Brunnenkresse), Maxixe und Chuchú (Gurken), nicht zu vergessen der Riesenkürbisse und Melonen u. s. w., fehlte es nicht. Die Indianer kannten schon den Nutzen der Knollenpflanzen Carú, Mangarito, Aipim, Inhame und Tayoba, und pflanzten dieselben, allerdings in ganz rohem Stil. Der Guándo-Strauch lieferte eine Art Bohnen und aus dem einheimischen Milho (amerikanischer Mais) und der Mandioka brava (Kassawastrauch) bereitete man, wie noch heute, Mehl. An Gewürzen, wie die verschiedenen Pfefferarten des Urwaldes aufweisen, war ebenfalls kein Mangel. Nur mit dem Kochsalz sah es sehr übel aus und dies war in den ersten Zeiten der Kolonisation wirklich eine Kalamität. Die Zubereitung der Speisen musste natürlich auch gelernt werden. Die Tupiwörter angú, mingáo, pipoca, pamonha, passoca, piracui und moqueca deuten darauf hin, dass diese Gerichte bereits

den ersten Kolonisten bekannt waren, denn man begegnet denselben schon in den Werken der ältesten Chronisten. Da die Portugiesen glücklicherweise Koch- und Essgeschirr mitgebracht hatten, so war es ihnen nahe gelegt, die primitive Kochkunst der Eingeborenen zu verbessern. Wildpret und Fische verstanden die Indianer auf dem Moquem (Holzrost) ganz vorzüglich zu braten, und noch heutzutage ist diese Art der Zubereitung (moquear) bei den Brasilianern sehr beliebt.

Bedeutend schwieriger gestaltete sich jedoch die Anpflanzung. Vor allem musste Pflanzland geschaffen werden. Zu diesem Zweck fällte man mit grosser Mühe die ungeheuren Bäume und das lästige Gesträuch, liess dieselben an der Sonne trocknen und warf sie, wo man konnte, auf einander. Nach einigen Wochen wurde dieser Waldstrich oder Roça angezündet und in wenigen Stunden hatte das Feuermeer den Urwald freigelegt und fruchtbares, zum Pflanzen fertiges Land zu Tage gefördert. Die Kunst des Roça-Brennens verdankt man den Indianern und bis heute hat die brasilianische Landwirtschaft in diesem Punkte keine Fortschritte gemacht, die Verwüstung der Wälder nimmt immer mehr überhand und an vielen Plätzen fehlt es an Brennholz.

Solange die Kolonisten mit den Wilden in Frieden lebten, verlief das Werk der Kolonisation zwar langsam, aber doch nicht ungünstig, und aus diesem Zusammenleben und der Verquickung europäischer und amerikanischer Elemente hätte mit Leichtigkeit eine grosse Nation hervorgehen können. Als jedoch mit der Zeit mehr Nachschub (Verbrecher und Gesindel) von Portugal kam und auch schwarze Sklaven eintrafen, wurden die Kolonisten durch das schlechte Beispiel verführt, der schweren Arbeit müde — sie drillten die Indianer zu Sklaven, schändeten deren Weiber und begingen die abscheulichsten Verbrechen. Dies gab einen Kampf auf Leben und Tod, und an den Folgen dieser Zerstörung krankt noch heute Brasilien.

**Gauchos.** Der Name Gaucho bedeutet die durch Kreuzung der Spanier und der Indianer Charruas entstandene Mestizenrasse, welche sich der zwischen dem Uruguay und Matto Castelhana in grossen Estancias angelegten Viehzucht widmete, und ohne feste Wohnsitze zu haben, ein nomadisches Leben führte. Es war ein tapferes Volk: als Waffe bediente es sich der Lanze, der aus drei kugelförmigen Steinen bestehenden Schleuder (bola-deira) und des Laço, welcher am Sattel befestigt wurde. Auch die Macana, eine Art von Mordkeule der Indianer, und die Adaga, d. h. ein kurzes Schwert, von ihnen Cuxilho genannt, dienten ihnen als Waffe. Sie bestiegen wilde Pferde und nährten sich mit Pferdefleisch, nach der Sitte des Indianerstammes, von welchem sie abstammten. Der Anzug eines Gaucho bestand einfach aus einer an den Enden mit Löchern und Fransen versehenen Unterhose, einem Hemd, einem Gurt, an dem eine mit silbernen Münzen zugeknöpfte Tasche befestigt wurde, und einem Käppchen oder runder Mütze als Kopfbedeckung. Als Schuhe diente die von den Hinterbeinen der Rinder abgezogene Kniehaut, welche frisch und weich den Füßen angepasst und mit Riemen festgebunden wurde, ohne jedoch die Zehen zu bedecken. Ihre fast ausschliessliche Speise war das ohne Spiess auf glühenden Kohlen halbgebratene Fleisch (churasco), ihr Getränk der heute so allgemein beliebte Mate Chimarrão, welcher früher nur den Gauchos und einigen Indianerstämmen in Paraguay bekannt war.

**Der Kaffee.** Nicht Arabien, sondern Afrika ist nach den Forschungen des berühmten Geographen Karl Ritter das Vaterland des Kaffeebaumes. Jetzt wird er in allen Ländern zwischen den Wendekreisen angebaut, besonders aber in Brasilien.

Der Strauch oder kleine Baum erreicht eine Höhe von 4—6 m und gewährt, wenn er mit Tausenden von wohlriechenden, weissen Blüten bedeckt ist, einen hübschen Anblick. Die Zweige breiten sich fast wagrecht aus, die Blätter stehen kreuzgegenständig, sind immergrün und lorbeerartig; aus den Achseln treten die jasminähnlichen Blüten. Die Frucht ist eine erst grüne, dann rote, endlich blauschwarze Beere, welche zwei von einer Schale umgebene Samen, die bekannten Kaffeebohnen, enthält.

Vom dritten Jahre an trägt der Baum, vom 5.—7. Jahre hat er seine grösste Erntekraft. Man pflanzt ihn in regelmässigen, schnurgeraden Reihen; der bequemen Ernte wegen wird er meist ziemlich niedrig gehalten. Im Durchschnitt rechnet man auf jeden Baum eine Ausbeute von  $\frac{1}{2}$ —1 k, doch hat man von hohen, gutgedüngten Bäumen schon bis 6 k geerntet.

Da der Baum beinahe das ganze Jahr hindurch Blüten und Früchte hat, so ist die Lese langwierig. Die mittelste der drei ist die ertragreichste. Nur die ganz reifen Früchte liefern eine tadellose Ware. — Die Araber bedienen sich, um die Schalen von den Bohnen zu sondern, einer Art Handmühle mit gefurchten Steinen, mittelst der ein Arbeiter täglich etwa 50 k aushülsen kann. Neuerdings finden in den kaffeeproduzierenden Ländern nur folgende zwei Methoden der Behandlung Anwendung, die ältere, sogenannte trockene oder die westindische nasse. Nach jener werden die Beeren getrocknet, bis die Fruchthülsen bröckelig werden, diese dann zerstampft und abgeblasen und nun kommen die noch von einer weissen Haut, der sogenannten Seidenhaut, umgebenen Samen auf einen Polierapparat, der jene noch wegnimmt. Nach der westindischen Methode werden die Früchte durch die Zähne einer Maschine gepresst, so dass die Samen von den Fruchthäuten getrennt werden. Nachdem der Kaffee nun eine Gärung durchgemacht hat, wird er getrocknet und von der Seidenhaut befreit.

Der Kaffee wurde erst umfangreich in Arabien angebaut, wo auch heute noch, in der Gegend von Mocca der beste gedeiht. Von hier gelangte er nach Java und Ceylon. 1720 etwa wurde er in die französischen Kolonien verpflanzt, während jetzt Brasilien das wichtigste der Kaffee erzeugenden Länder ist.

Wann und wie man dazu gekommen ist, ein Getränk aus dem Kaffee zu bereiten, lässt sich nicht genau nachweisen. Es wird darüber folgendes erzählt: Der Abt eines mohammedanischen Klosters in Abessinien merkte, dass die Ziegen, wenn sie von den Früchten des Kaffeebaumes genossen hatten, sehr munter wurden und in der Nacht, statt zu schlafen, lustig umhersprangen. Dadurch kam er auf den Gedanken, aus den Bohnen ein Getränk zu bereiten, durch welches er und seine Mönche sich während der nächtlichen Gebetszeit wachhalten könnten.

**Ameisen.** Wie schön wäre Brasilien ohne Ameisen! Glücklicherweise sind diejenigen Kolonisten, welche auf ihrem Besitztum keine Ameisen haben. Die andern Kolonisten sagen: Was ihr pflanzt und säet, das erntet ihr doch

auch; aber wir müssen den Ameisen nicht bloss den Zehnten geben von allem, was wir haben, sondern oft genug fordern sie ein Drittel. Ja, die Ameisen sind harte, erbarmungslose Herren! Sie fordern, was sie nicht gesät, und ernten, was sie nicht gestreut haben. Vollends zur Verzweiflung bringen sie oft die Hausfrauen im Gemüse-, Obst- und Blumengarten. Eine einzige Nacht genügt, und der ganze üppige Weinstock steht da wie im Winter, alle Blätter und Früchte liegen am Boden. Ja, das ist euer Werk, ihr Dickköpfe, ihr Sauvas! Ihr schickt ein Heer nach oben, und wer lauscht, kann hören, wie geschäftig diese mit ihren Scheren arbeiten und die Blätter und Knospen abschneiden und fallen lassen. Das ist ein Knuspern und Rauschen in der lauen Sommernacht! Und unten sind wieder Tausende, welche auf fast handbreiten Strassen die gefallenen Blätter in die grossen Nester bringen. Was für srosse Lasten die kleinen Tiere bezwingen! Sie arbeiten rastlos, um unter dem Schutze der Nacht so viel wie möglich einzuheimsen. Es ist freilich unmöglich, den ganzen Berg Blätter, der von oben gefallen ist, zu bergen. Aber, was jetzt nicht geschieht, kann einen Tag liegen bleiben. Die welken Blätter werden von den Ameisen den ganz frischen sogar vorgezogen. Aber nun hurtig geschafft! Die Ameisen haben ihre Aufseher, welche jeden Knäuel entwirren, den Schwachen beistehen, die Faulen antreiben, die Abirrenden zurechtweisen. Schon graut der Morgen und die Ameisen ziehen sich zurück. Immer dünner wird der Strom auf der Arbeitsstrasse. Und wenn die Menschen aufstehen, so sehen sie den Boden unter dem Weinstock mit Blättern bedeckt — aber von den Missetätern ist niemand zu sehen.

Und was diese Nacht an der schönen Traubenlaube geschehen ist, das ereignet sich in der nächsten Nacht vielleicht an einigen Rosenstöcken, die heute im Grün und im Flor prangen und nach dem Raubzug der Ameisen wie Besenreiser aussehen — das geschieht dann am Erbsen- oder Bohnenbeet, am Orangenbaum, an den Cypressen, an der Beeteinfassung oder andern Pflanzen. Es ist unglaublich, welche Zerstörung diese kleinen Tiere anrichten können und wirklich anrichten. Das Herz tut den Menschen oft weh, wenn sie die rohen Verwüstungen ansehen müssen. Die so lange und so sorgsam gepflegten Pflanzen sind von ihnen schonungslos zerschnitten und dazu in ihrem Lebenssaft vergiftet. Was hilft da aller Zorn, wenn man ihn an dem Räuber nicht kühlen kann. Da ist denn schon manche Thräne gefallen; die Ameisen haben es sogar schon oft fertig gebracht, den Besitzer der Kolonie vom Lande zu treiben. „Was hilft meine Arbeit! Was ich pflanze, holen die Ameisen!“

**Das indianische Gift Maschi.** Die Serekongs, ein brasilianischer Indianerstamm, der die nordöstlichen Abhänge des Pacaraimagebirges in einer Anzahl von etwa 500 Seelen bewohnt, sind die Erzeuger des furchtbaren indianischen Giftes, genannt Maschi. Dieses Gift, das ein eigenartiges Aussehen hat, wird aus der Wurzelknolle einer Pflanze bereitet. Die Knolle der Pflanze wird an der Sonne getrocknet, sodann zu ganz feinem weissem Pulver gestampft und das nunmehr fertige Gift in einem Federkiele aufbewahrt. Die Knolle selbst ist so giftig, dass man sie zu berrühren sich scheuen muss, da schon ihre Berührung ein heftiges Brennen und schlimmen Hautausschlag zur Folge hat.

Das Gift wirkt je nach den Dosen, in denen es gegeben wird. Der damit Vergiftete kann noch monatelang, allmählich abzehrend, fortleben, bis er eines qualvollen Todes stirbt, oder er kann auch schon innerhalb einer Stunde, unter furchtbarem Brennen in den Eingeweiden und heftigen Krämpfen, seinen Geist aufgeben.

Der Indianer streut dieses Gift seinem Opfer, das er während des Schlafes beschleicht, auf die Lippen oder unter die Nase, damit es von diesem verschluckt oder eingeatmet werde. Oder er kredenzt es dem arglosen Opfer bei einem Trinkfeste, indem er das Gefäss dergestalt hält, dass der Daumen in dasselbe taucht, wodurch das unter dem Daumnagel verborgene Gift im Getränk sich auflöst.

**Patagonien.** Die Südspitze des amerikanischen Kontinentes wird bekanntlich von diesem grossen Lande, doppelt so gross als das deutsche Reich, gebildet. Dasselbe hat die Form eines Dreiecks. Als nördliche Grenze kann man den Fluss Limai, der nach Aufnahme seines grossen Nebenflusses Nenquen, Rio Negro heisst, ansehen. Seine Ostgrenze ist das Atlantische Meer. Mit der Südspitze, dem Kap Froward, sieht es in die Magelansstrasse (welche von deutschen Gelehrten auch nach portugiesischer Benennung Magalhãesstrasse geschrieben wird). Die westliche Grenze ist der Stille oder Pacifiche Ozean. Patagonien wird durch das hohe Andengebirge in zwei ungleiche Hälften geteilt. Die breitere östliche gehört der argentinischen Konföderation, die schmalere westliche gehört der Republik Chile, welche auch die an die Magalhãesstrasse grenzende Südspitze besitzt. Die Anden, welche also den Rückgrat des ganzen Landes bilden, sind nicht mehr so hoch, als weiter nördlich, wo sie zwischen den altbevölkerten Gebieten von Chile und Argentinien einige der höchsten Berge der Erde tragen. Dennoch erreichen sie am nördlichen Rande von Patagonien im Tronador noch 3400 m und noch etwas mehr etwa in der Mitte des Landes, im Berge S. Valentim. Viele der Gipfel tragen ewigen Schnee und um den S. Valentim breitet sich weithin nach allen Seiten eine gewaltige Firndecke mit vielen grossen Gletschern und langgestreckten Schneerücken aus. Uebrigens ist das Gebirge vielfach tief ausgeschert und enthält eine grosse Menge ziemlich niedriger, auch nicht besonders unwegsamer Pässe. Im Süden, nicht weit von der Magalhãesstrasse, in den Llanos de Diana, verliert sich das Gebirge völlig und an seiner Stelle bilden unbedeutende Hügelreihen die Wasserscheide zwischen den beiden Weltmeeren.

Das Klima von Patagonien ist überall gesund, überall, mit Ausnahme der Bergspitzen, gemässigt. Es ist im Westen sehr feucht, regnerisch, stürmisch; aber von einer überaus gleichmässigen Temperatur. Dieser Teil des Landes ist daher von dichtem, fast undurchdringlichem, zum Teil wertvollem Walde bedeckt. Im Osten der Anden und schon auf der Wasserscheide ist es trocken, auch windig, mit bitterkalten Winternächten und heissen Sommertagen. In dieser, der argentinischen Hälfte, ist Patagonien zum Teil unfruchtbar, an manchen Stellen geradezu Wüste. Nur am Fusse der Anden und ihrer Ausläufer und besonders in den Tälern ihrer Flüsse, welche von dem Gebirge zur fernen Atlantischen Küste ziehen, kann das Land bebaut werden, hier und da mit recht gutem Erfolge. Aber zwischen diesen schmalen, fruchtbaren Strecken liegen Wüsten, bald von geringerer, bald auch von sehr grosser

Ausdehnung. Diese Wüsten, welche zusammen gewiss die Hälfte des Landes ausmachen, können allerdings nirgends so trocken sein, wie die Salpeterwüsten des nördlichen Chile oder die Wüste Sahara, weil es wohl in ganz Patagonien alljährlich regnet, im Sommer sogar oft heftig, im Winter auch im Süden und Westen des Gebietes Schnee fällt. Ein grosser Teil der Wüsten wird sich gelegentlich mit Gras und Blumen bedecken und dann zur Weide von Rindvieh und Pferden, besonders auch von Schafen brauchbar sein. Aber während vieler Monate, besonders Anfangs Sommers, wenn das Schneewasser alles verdunstet ist und die Sommerregen noch nicht eingetreten sind, werden solche Wüsten absolut unbrauchbar sein und es würde niemandem, der Land und Wege, Quellen und Zufluchtsstätten nicht kennt, geraten werden können, allein solche Wüsten zu durchreiten.

Am Anfang des vorigen Jahrhunderts war Patagonien nur von sehr wilden Indianern bewohnt. Die meisten von ihnen waren Nomaden. Mit den Spaniern von Valdivia und Buenos Aires standen sie auf dem Kriegsfusse und ein Weissler durfte nicht wagen, in das Land einzudringen. Noch jetzt leben einige Nachkommen der Indianer dort und stehen heutzutage im friedlichen Verkehre mit den eingewanderten Weissen. Diese haben sich an einigen Punkten schon festgesetzt, ja es haben sich eine Anzahl Wanderstrassen durch das Land gebildet, so dass gut ausgerüstete Expeditionen zu wissenschaftlichen Zwecken oder um Handel zu treiben, das ganze Land nach allen Richtungen durchkreuzen können. Auch sind grosse Strecken desselben von weissen Viehbesitzern in Besitz genommen und die Zahl der Heerden vermehrt sich sehr schnell.

Die neu entstandenen Ortschaften oder Verkehrsmittelpunkte sind etwa folgende: Die bedeutendste, reichste, ja man kann sagen die einzige wirkliche Stadt in Patagonien ist Punta Arenas, die chilenische Kolonie an der Magalhãesstrasse. Diese wächst schnell von Jahr zu Jahr und dürfte wohl jetzt über 6000 Einwohner haben. Unter diesen giebt es Millionäre. Dort funktioniert ein hübsches Theater. Die meisten Bewohner sind Deutsche und Engländer. Doch haben diese es noch nicht zu einer protestantischen Gemeinde und Kirche gebracht, wohl aber zu Hotels, grossen Kaufmannshäusern, glänzenden Läden. In den Schulen wird Spanisch und Englisch gelehrt, obwohl die meisten Kinder wohlhabender Eltern deutsche Väter haben. Daneben leben freilich in Punta Arenas sehr viele Chilenen, ja die meisten Tagelöhner und Arbeiter, wie wohl fast alle Beamten sind Chilenen. Ein bedeutendes Kloster der Salesianer mit schöner Kirche sorgt für die religiösen Bedürfnisse. Spanisch ist natürlich Regierungs-, Verkehrs- und Handelssprache. Auch Dalmatiner, Franzosen, Spanier und andere Völker sind vertreten. Rings um Punta Arenas breiten sich bedeutende Schafzuchtereien aus. In dieser Stadt kommt das Gold, welches in der Umgegend und auf den Inseln des Feuerlandes gewonnen wird, zusammen. In der Nähe der Stadt finden sich Kohlen. Wenn dieselben auch keinen besondern Wert haben, finden sie dennoch Absatz, weil der Dampferverkehr dort ein sehr lebhafter ist. Chilenische Kriegsschiffe liegen gewöhnlich dort, oft kommen solche anderer Nationen durch den Hafen. Der Verkehr der nordamerikanischen Marine zwischen Atlantic und Pacific führt durch die Magalhãesstrasse. Oft kommen Handelsdampfer von Australien und besonders aus Neuseeland auf der Europareise

durch. Der ganze, sehr lebhaftes Dampferverkehr von den Atlantischen Küsten nach Peru und Chile berührt Punta Arenas. Und alle diese Schiffe kommen und gehen zu weiten Fahrten; müssen also ihre Vorräte hier ergänzen.

Während so Punta Arenas, nahe der Südspitze des patagonischen Dreiecks, den Handel an sich zieht, liegt an der Nordostecke, an der Mündung des Rio Negro, die argentinische Stadt Viedma, unter deren etwa 2000 Einwohnern sich eine Menge argentinischer Beamten, Soldaten, Geistliche u. s. w. befinden. Viedma ist gewissermassen die offizielle Hauptstadt des argentinischen Patagonien. Aber viel grösser und lebhafter als dieser Garnisonsort ist das ihm gegenüberliegende Patagones, eine zu der Provinz Buenos Aires gehörige Handelsstadt. Dorthin zieht sich der Verkehr des Rio Negro-Tales. Der Fluss ist länger als der Rhein, in seinem Oberlaufe auch wasserreich, aber, da er auf seiner rechten Seite fast keine, im Unterflusse überhaupt keine Zuflüsse bekommt, ist er an der Mündung seicht und schlecht schiffbar. Jetzt ist das ganze Tal des Rio Negro und des Limai, wie er in seinem Oberlaufe heisst, von Viehbesitzern, welche allerdings weit von einander entfernt wohnen, besetzt. Diese sind am Limai meist Abkömmlinge von valdivianer Deutschen, meist wenig gebildet, meist mit Chileninnen verheiratet. Der Limai kommt aus dem schönen See von Nahuelhuapi, welcher tief in den Anden, wenige Kilometer von der Wasserscheide zwischen malerischen Waldbergen seine klaren Wasser ausbreitet. Dort hat sich ein dritter Mittelpunkt des patagonischen Verkehrs gebildet. An dem Südufer des Sees haben sich etwa ein Dutzend Deutscher, darunter auch gebildete, gewandte Kaufleute, niedergelassen. Von diesem Orte, S. Carlos oder Puerto Moreno, aus findet ein lebhafter Handel nach allen Richtungen hin statt. Derselbe geht hauptsächlich nach Puerto Montt in Chile über die deutsche Ansiedelung am See von Llanquihue (sprich Yankihweh). Ueber diesen See fährt ein in Valdivia gebauter Dampfer, ein zweiter über den tief in den chilenischen Anden liegenden See von Todos los Santos, ein dritter über den Nahuelhuapi, so dass man von São Carlos in Puerto Montt in zwei Tagen sein kann. Puerto Montt liegt an den Golfen, welche die patagonische Westküste umsäumen und durch eine Menge gebirgiger Inseln vom Stillen Ozeane getrennt werden.

Eine vierte Handelsstrasse führt in den Mittelpunkt des Landes und über denselben hinaus vom Atlantischen Meere aus in westlicher Richtung. Dieser Weg schliesst sich wesentlich an den Fluss Chubut an. Wie der Rio Negro ist auch dieser lange Fluss nahe bei seinem Ursprung am Gebirge wasserreich und bekommt da eine Menge Zuflüsse. Aber allmählich verliert sich das Wasser in der Wüste, und obwohl der Fluss noch nicht allzuweit von seiner Mündung lange Nebenflüsse bekommt, so haben diese eben auch da nicht mehr allzuviel Wasser, wo sie ihre Tümpel mit denen des Chubut vereinigen. Die Mündung in das Meer erlaubt keinerlei Fahrzeug den Zugang zu den schiffbaren Teilen des Flussnetzes. Hierher haben sich vor etwa einem halben Jahrhundert eine Anzahl Walliser, Briten, oder vielmehr Kelten aus Wales in Grossbritannien gewandt, um — ihre keltische Sprache und Sitte vor der Unterdrückung durch die Angelsachsen (Engländer) zu retten. Sie haben mit Hilfe der argentinischen Regierung nahe der Mündung des Flusses ein Dorf gegründet, welches den Namen des Feuersteins Rawson führt. Ziemlich weit von demselben liegt ein schöner Hafen, Puerto Madryn, an einer öden

Küste ohne Trinkwasser und ohne Viehfutter. Am Hafen liegen „Bodegas“, Speicher, befindet sich Telegraph und Eisenbahnstation. Von dort ziehen sich nun am Chabut hinauf die weit auseinanderliegenden Schäfereien der Walliser, spanisch „Galenses“. Diese reichen über die Wasserscheide hinüber in das zwischen Chile und Argentinien streitige Tal „diez i seis de Octubre“. Dort haben die Walliser eine weithin ausgebreitete Ansiedelung von Viehbesitzern am Saume des chilenischen Urwaldes geschaffen. Hier ist das Land fruchtbar und das Vieh gedeiht gut. Das Klima dürfte dem des mittleren Deutschland entsprechen. Der Sommer wird dem deutschen Sommer ziemlich ähnlich sein, der Winter milder als irgendwo in Deutschland. Mehrere Flüsse bewässern das Land. Die Kolonie, in welche sich ein paar Hundert Viehbesitzer geteilt haben, kann man an Grösse etwa mit dem Herzogtum Braunschweig vergleichen. Die Walliser haben hier Schule und Kirchengemeinde. Der anglikanische Geistliche und der Lehrer verkehren mit ihnen in der angestammten gälischen oder keltischen Sprache. Einige der Gemeindegossen, sowie ein paar Engländer und Nordamerikaner, die sich nahe bei der Kolonie niedergelassen haben, sprechen englisch mit ihnen und es giebt auch einige wenige, welche so viel spanisch verstehen, um den Verkehr mit den argentinischen Behörden zu vermitteln. Das Schlimme ist, dass sie von allen andern Teilen der Welt völlig abgeschnitten sind. Nach dem von Deutschen besiedelten S. Carlos müssen sie eine Anzahl Tage lang reiten, noch weiter sind sie von Feuerte Rawson und noch viel, viel weiter von Punta Arenas oder Viedma entfernt. Sehr nahe hätten sie die chilenische Küste und könnten, wenn ein guter Weg gebaut wäre, in zwei Tagen den grossen, schiffbaren chilenischen Fluss Yelhofutalenfa erreichen, der in den schönen, jetzt von Chilenen besiedelten Hafen Pabildad einmündet. Von da kann ein Dampfer in einem Tage nach Chiloé, bequem in zwei Tagen nach Puerto Montt oder in den Ozean hinaus fahren. Aber weder der argentinischen Regierung noch den Wallisern selbst dürfte eine solche Verbindung erwünscht sein. Dann würden sie ja sofort mit den von ihnen gefürchteten Sachsen (Engländern, Deutschen) in Berührung kommen.

Verhältnismässig dicht bevölkert ist der nördliche Chiloé gegenüberliegende Teil der Küste des chilenischen Patagonien und einzelne zerstreute Ansiedelungen findet man an verschiedenen Stellen des ausgedehnten Landes.

„Südamerikanische Rundschau.“

## Korrespondenz.

Kurz vor Schluss des Heftes erhielten wir eine willkommene Zuschrift von Herrn Dr. *J. J. David*, datiert den 20. Juni, von Beni am Runssóro-Gebirge, Zentral-Afrika. Der Schreiber hat seit seinem Besuch in St. Gallen zwei Jahre den oberen Ituri-Urwald, die Zwischenseengebiete von Mahagi am Albert Nyanza bis an den Kiwu und Tanganjika im Süden durchzogen und kann auf 10 Jahre Nilstudien von der Mündung bis zu den Quellen zurückblicken.

„Ich arbeite gegenwärtig ganz allein (als Feldgeolog und Prospektor der „Zentr.-Afr. grossen Seen-Gesellschaft“, die sich mit den diesseitigen Eisenbahnplänen abgibt), da mein Stab längst tot oder invalid ist, und nur der Chef, der sich mit der Hauptleitung abgibt, in einem unsrer Stand-